

suggests an empirical methodology applicable to a specific (popular/mass) genre, but also opens up for a discussion of matters of general interest in literary criticism.

ODENSE

LARS OLE SAUERBERG

Richard Harland, *Superstructuralism. The Philosophy of Structuralism and Post-Structuralism*. London/New York: Methuen, 1987, 213 S., pb., £ 5.95.

J. G. Merquior, *From Prague to Paris. A Critique of Structuralist and Post-Structuralist Thought*. London: Verso, 1986, 285 S., pb., £ 6.95.

Harlands *Superstructuralism* ist ein Buch von recht uneinheitlicher Qualität. Die knappe "Introduction" gehört sicherlich mit zum Schlechtesten, was man in den letzten Jahren lesen durfte: Obwohl sie nur 4 Seiten umfaßt, ist sie doch voller Wiederholungen und fragwürdiger Schlüsse – Banales und Hochabstraktes (hinter dem sich alles mögliche Konkrete vermuten läßt) sind bunt durcheinandergewürfelt, versetzt mit einem wilden, unvermittelten *namedropping*; das alles auch noch in einem Stil, der zwischen hochgestochener "Wissenschaftlichkeit" und modischer Laxheit schwankt – nein, diese wirre Einleitung muß eher desorientierend wirken, und es wäre keinem Leser zu verdenken, wenn er den Band hier schon zur Seite legte. Aber das wäre bedauerlich, gelingt es doch Harland in den drei Hauptteilen des Buches, eine durchaus ansprechende, kompetente Darstellung des Poststrukturalismus und seiner geistigen Wurzeln zu geben.

Harland benutzt den Ausdruck "Superstructuralism" (ob es ein tauglicher *Begriff* ist, steht dahin), "to cover the whole field of Structuralists, Semioticians, Althusserian Marxists, Foucaultians, Post-Structuralists, etc. ." (1), und er begründet die Prägung gleich zweifach: "In relation to 'Structuralism', 'Superstructuralism' appears as 'super-Structuralism', a larger intellectual phenomenon over and above Structuralism. (...) However, 'Superstructuralism' can also be read in another and more important sense, as 'superstructure-alism'. For one of the things that Structuralists, Semioticians, Althusserian Marxists, Foucaultians and Post-Structuralists share is a certain characteristic way of thinking about *superstructures*. To put it roughly, the Superstructuralists invert our ordinary base-and-superstructure models until what we used to think of as superstructural actually takes precedence over what we used to think of as basic."(1/2). Innerhalb dieser Gruppe der "Superstructuralists" unterscheidet Harland die eigentlichen Strukturalisten (wie Saussure, Lévi-Strauss, Greimas und den frühen Barthes) von den Poststrukturalisten (wie Derrida, Kristeva, Deleuze, Guattari, Baudrillard, den späten Barthes und den späten

Foucault), wobei das Kriterium der Zuordnung die unterschiedliche Haltung zu den Konzepten von "Objektivität" und "Wahrheit" ist: Während die Strukturalisten sich noch an ihnen orientieren, haben die Poststrukturalisten diese Leitideen in ihrer traditionellen Form als irreführende Schimären verworfen.

Da es nun mindestens drei "Superstructuralists" gibt, die sich weder der einen, noch der anderen Seite so ohne weiteres zuschlagen lassen – Althusser, Lacan und der frühe Foucault –, da auch in mindestens zwei Fällen, man wird es bemerkt haben, deutlich zwischen Früh- und Spätwerk eines Denkers differenziert wird, da schließlich ganz verschiedene Wissenschaftsgebiete – Linguistik, Ethnologie, Anthropologie, Soziologie usw. – berücksichtigt werden müssen, ergibt sich insgesamt eine verwirrende Gemengelage des Stoffes, die allein durch einen überzeugenden, klaren Aufbau der Studie zu entwirren gewesen wäre: Allein, Harlands Gliederung kann nur als unglücklich bezeichnet werden. Er beginnt in Teil I ("The Superstructuralist way of thinking") nach kurzen Präliminarien mit einer knappen Skizze der strukturalistischen Linguistik Saussures (11–19), wechselt dann in den Bereich Soziologie/Ethnologie/Anthropologie ("From Durkheim to Lévi-Strauss", 20–32), bevor er Lacans Freud-Auslegung referiert (33–41), sich Althusser's Marxismus zuwendet (42–51) und schließlich den Barthes der *Mythologies* vorstellt (52–64). All diese Präsentationen sind informativ und durchaus gelungen, wenn man davon absieht, daß es aufgrund einer recht verzerrten, verkürzenden Darstellung des Marx'schen Ideologie-Begriffes zu einer (in gewissen Kreisen Großbritanniens sowieso virulenten) Überschätzung der Originalität Althusser's kommt, sowie, parallel dazu, aufgrund einer entschärfenden Freud-Lektüre zu einer entsprechenden Überschätzung der Originalität Lacans. Dies scheint mir überhaupt ein Grundzug nicht allein des hier zu besprechenden Bandes, sondern auch der in ihm vorgestellten Positionen zu sein: Die Radikalität, ja Sprengkraft der Gedanken der Vorgänger wird herabgespielt, damit die Neuerungen der Nachfolger um so imposanter wirken. So profitiert auch Derrida offensichtlich in späteren Passagen des Buches von einer Saussure-Interpretation, die das revolutionierende Potential seines Entwurfes beinahe systematisch ausblendet.

Doch nicht hier, im Inhaltlichen, liegt m. E. die Hauptschwäche des Bandes, sondern im bereits beklagten Aufbau: In Teil II ("Superstructuralism becomes philosophical") wird nämlich mit "Benveniste's re-reading of Saussure", Jakobsons Phonetik und Hjelmslevs Glossematik die Darstellung strukturalistischer Linguistik fortgesetzt (77–91), dann Althusser's Wissenschaftsbegriff einer brillanten Kritik unterzogen (92–100), bevor Foucault zum ersten Male auftritt (101–120) – der dann allerdings wieder gut 30 Seiten warten muß, ehe seine späteren Schriften in der Mitte des Teils III ("Post-Structuralist philosophy") diskutiert werden. Die drei Teile von Harlands Buch sind also wie Stücke einer großen, mehrschichtigen Torte – die Fortsetzung wird

jeweils woanders geboten, findet sich jeweils auf einem anderen Teller. Solch eine Gliederung ist keineswegs zwingend und hätte auch nur dann eine gewisse Plausibilität für sich, wenn die diversen Schichten einer Sektion ein bindendes Gemeinsames hätten. Harlands Begründung jedenfalls – den in Teil I vorgestellten Ansätzen liege, im Unterschied zu den später skizzierten, “a Superstructuralist way of thinking, but not, as yet, a Superstructuralist philosophy” zugrunde (67, ähnlich 64) – kann kaum überzeugen. Selbstverständlich liegt *jedem* wissenschaftlichen Ansatz, ob ausgesprochen oder nicht, eine bestimmte Philosophie, genauer: eine Epistemologie zugrunde. Erhebt man diese Scheinopposition gar zum Gliederungsprinzip, handelt man sich zweierlei ein – Leser, die hin- und herblättern versuchen, einen Entwicklungsstrang zu rekonstruieren, sowie ein letztes “odds-and-ends“-Kapitel mit der vielsagenden Überschrift “More Post-Structuralists”, in dem dann noch alle übriggebliebenen Zettel verarbeitet werden.

Inhaltlich gibt es wenig zu bemängeln, manches zu loben: Die hervorragende Althusser-Kritik wurde bereits erwähnt; die Darstellung des Foucault der *Ordnung der Dinge* und der *Archäologie des Wissens* ist klar und kompetent, vor allem in der Herausarbeitung seiner fundamentalen Widersprüchlichkeit (“Foucault’s ‘archaeological’ history is precluded by the very terms of the philosophy of ‘archaeological’ history itself.” [119]). Überhaupt scheint sich Harland im Verlaufe des Buches quasi freizuschwimmen: Während es ihm anfangs vor allem um die Vermittlung des erkenntniserweiternden Potentials der neuen “superstrukturalistischen” Denkschulen geht, gerade im Vergleich mit dem traditionellen “Anglo-Saxon way of thinking (seiner *bête noire!* – vgl. 9, 17, 23 *et passim*), so mischt sich doch später mehr Kritisches in seine Diskussion – und gerade hier weiß er zu überzeugen.

Das wirft selbstverständlich die Frage nach seinem eigenen Standpunkt auf. Hält er selbst den poststrukturalistischen Weg eines Derrida, den er in III (streckenweise brillant) vermittelt, für gangbar, so kann man ihm nicht die üblichen Vorwürfe der offenkundigen Inkonsistenz ersparen: Er äußert sich eher abfällig über das die Erkenntnis fesselnde Denken in binären Oppositionen – und macht doch permanent selbst davon Gebrauch. Er vollzieht die Absage an “Objektivität” und “Wahrheit” als “essentially irrelevant” mit (68) – und hält doch dafür, der Ansatz der Poststrukturalisten habe wertvolle “Einsichten” gebracht: ein völlig unsinniger Ausdruck ohne ein dahinterstehendes Konzept von “Objektivität” und “Wahrheit”. Er begrüßt schließlich die poststrukturalistische Absage an jeden Essentialismus – und kann doch über die Option der Poststrukturalisten für das semiosis-orientierte “Anti-Social Sign” (“it moves, it multiplies and it is material”, 124) allen Ernstes sagen: “This is the mode that represents the *real being* of the Sign. And when we are true to the *real being* of the Sign (. . .) etc. (124) [Hvhbg. CB].”

Aber Harland ist wohl doch eher der zwar von seinem Objekt faszinierte, sich aber nicht mit ihm identifizierende Skeptiker, der vorsich-

tig auf Distanz geht. So äußert er sich schon zur Mitte des Buches recht zurückhaltend über die Möglichkeit einer angeblich nicht-referentiellen, nur auf sich selbst bezogenen Sprache (91), attestiert auch dem "Superstructuralism" warnend "the potential for irrationalism (...), right from the start" (107). Doch von solch einem faszinierten Skeptiker hätte man erwarten dürfen, daß er die Stelle, an der ein anfangs so vielversprechender Ansatz notwendigerweise, weil systembedingt, in kaum noch haltbare Aussagen "umkippt", genauer benannt hätte oder die erkenntnisphilosophischen Prämissen des Poststrukturalismus noch eingehender untersucht hätte, als er es hier getan hat – und Harland wäre dazu zweifellos in der Lage gewesen! Die Passagen, in denen er den Poststrukturalismus in die Tradition (oder zumindest Nähe) des kontinentalen Idealismus rückt (70–76 und 125–154, *passim*), zählen zu den stärksten, anregendsten des Bandes, auch wenn sich nicht jeder einer Argumentation wird anschließen können, an deren Ende Derrida überraschend als "Metaphysical materialist" (154) eingeordnet wird – selbst mit Harlands Erläuterung dieser sehr, sehr eigenen Art von "Materialismus" dürfte das schwer zu akzeptieren sein. So aber – d. h. ohne eine echte *Kritik* seines Gegenstandes – präsentiert uns Harland am Ende die Geschichte des "Superstructuralism" als eine im großen und ganzen folgerichtige, evolutionäre Entwicklung: "The unity of Superstructuralism is the unity of a developing story. (...) To understand the story of Superstructuralism as a whole we have to recognize that the Superstructuralist approach has itself changed and developed. We have to recognize a vertical process of auto-critique and internal reformulation: not merely expanding all-on-a-level, but deepening down from level to level. Time and again, Superstructuralism has advanced by seeing more clearly into its own underlying assumptions, by facing up to the radical implications of those assumptions, and by purging itself of ordinary ways of thinking ultimately incompatible with those assumptions. (...) the story of Superstructuralism is a story of self-purification and intensification." (184/185). Das wäre dann also der letzte große Widerspruch: die Geschichte des "superstructuralism" dargeboten als *grand récit*, als eine jener Meister-Erzählungen, die nach übereinstimmender Auffassung von Poststrukturalisten und Postmodernen heute gar nicht mehr möglich sind – es sei denn, um dekonstruiert zu werden. Es wäre zu billig, Harland diesen Widerspruch platt vorzuwerfen – eine überzeugende Darstellung des Poststrukturalismus, die selbst stringent poststrukturalistisch verführe, bleibt wohl – aus prinzipiellen Gründen – ein schwer erfüllbares Desiderat. Festzuhalten ist also, daß Harland zweierlei nicht leistet: *weder* die Fundamental-Kritik, die man von einem Nicht-Parteigänger hätte erwarten können, *noch* den praktischen Beweis, daß er sich selbst die Lektionen des Poststrukturalismus zueigen gemacht hat. Was er stattdessen liefert? Den Versuch einer vorpoststrukturalistischen Beweisführung zugunsten des Poststrukturalismus. Wenn das jemals gelänge – der lügende Kreter läßt grüßen –,

wäre das Paradox perfekt: Ein Poststrukturalismus, dessen Notwendigkeit sich mit vor-poststrukturalistischen Argumenten schlüssig beweisen läßt, ist nicht notwendig.

Ganz am Ende allerdings nimmt Harland für die "Superstructuralists" deutlich weniger in Anspruch. Alle Philosophien, so Harland, "invariably seem to run themselves into ultimately untenable and embarrassing positions. And Superstructuralism, I suggest, is no exception. The story of Superstructuralism is not the kind of story which lends itself to a happy-ever-after kind of ending. It is the kind of story which peters out. But on the way – on the way, there are a host of relative truths to be garnered. Throughout its development, and on the various different levels involved in its development, Superstructuralism throws off insights and illuminations. Such is the virtue of any new philosophical perspective which challenges the obvious taken-for-granted face of things; and Superstructuralism possesses this virtue to a particularly high degree." (186). Diese Einsicht in "relative truths", die von konkurrierenden und sich ablösenden Systemen produziert werden, unter denen der Poststrukturalismus dann auch nur *eines* wäre, ist freilich bei Popper und – ohne den Fortschrittsgedanken – bei Kuhn und Feyerabend vorformuliert. Ob die Poststrukturalisten selbst sich mit solch einem "Existenzberechtigungsschein 2. Klasse" begnügen würden, ohne daß ihnen ein "beyond" ihrer speziellen Methode bescheinigt würde, ist doch fraglich. Harland gibt sich letztlich, eher defensiv, damit zufrieden, daß es so etwas wie "Superstructuralism" auch geben können muß.

Während Harland durchaus bereit ist, sich auf seinen Gegenstand einzulassen, die innersystematische Logik des Poststrukturalismus nachzuzeichnen – bis hin zu für ihn gar nicht mehr akzeptablen Konsequenzen –, kann man dies Merquior wahrlich nicht nachsagen. Sein *From Prague to Paris* ist eine engagierte, parteiische Kritik des französischen Strukturalismus und Poststrukturalismus, eine Polemik, die selten darauf verzichtet, eine Schwäche mit Hohn und Spott bloßzustellen. Gewiß, als Schüler von Lévi-Strauss weiß Merquior sehr genau, wovon er schreibt – er ist unstreitig kompetent –, doch er identifiziert sich so sehr mit der Rolle des *advocatus diaboli*, daß es für seine "Angeklagten" keinen "benefit of the doubt" gibt: Fern liegt ihm der Gedanke, daß den Aporien und *non sequiturs* des Poststrukturalismus etwas anderes als bloße Willkür und wilder Irrationalismus zugrundeliegen könnte. Mag er auch anfangs (x) ankündigen, er wolle in seinem Buch Darstellung und Wertung möglichst voneinander trennen, so hält er doch Barthes so offensichtlich für einen Stümper, Derrida für einen Scharlatan, daß den Leser ohne größere Vorkenntnisse (den das Buch auch ansprechen möchte) sehr wohl Zweifel beschleichen können, ob ihm Merquior diese Denker auch in all ihren Vorzügen, mit all ihren ernstzunehmenden Beiträgen und Impulsen vorgestellt hat.

From Prague to Paris ist klar und lebhaft geschrieben und verfügt

über einen sinnvollen Aufbau. Bevor Lévi-Strauss als Repräsentant des klassischen Strukturalismus (36–106), Roland Barthes als eine Art Bindeglied zwischen Strukturalismus und Poststrukturalismus (107–188) und schließlich Jacques Derrida als Hauptvertreter des *deconstructionism* einer jeweils schonungslosen Kritik unterzogen werden, legt Merquior in Kapitel I (“The Rise of Structuralism”) die ideengeschichtlichen Grundlagen des Strukturalismus als eines anti-humanistischen, anti-historischen Szientismus frei. Daß diese Ausrichtung, die leicht nicht nur ein Primat der Struktur, sondern (am deutlichsten wohl bei Lévi-Strauss) eine völlige Verdinglichung des Struktur-Begriffes mit einhergehender Negation des menschlichen Subjekts nach sich zieht, aber keineswegs systematisch *zwingend* war, skizziert Merquior in dem kurzen Kapitel II (“The Prague Crossroad: Between Formalism and Socio-semiotics”), in dem Roman Jakobson die Rolle des unbelehrbaren Formalisten zu spielen hat, während die Lichtgestalt Jan Mukařovský für die historisch in Westeuropa nicht verwirklichte Möglichkeit eines sich zu Gesellschaft und Geschichte öffnenden Strukturalismus stehen soll. Die Opposition scheint mir gar zu schematisch, die Jakobson/Tynjanov-Thesen von 1928 werden (wohl weil sie nicht in die Argumentation passen) abgetan, ebenso wie Jakobsons spätere Ausführungen zur poetischen Funktion der Sprache mit ihrem Einbeziehen der sozio-kulturellen Praxis nicht hinreichend gewürdigt werden. Die sich anschließende Lévi-Strauss-Kritik ist bei aller Divergenz im Grundsätzlichen – Merquior beklagt Lévi-Strauss’ “obsession with universals of mind” (105), außerdem seine Absage an evolutionäre Geschichts- und Gesellschaftsmodelle sowie seinen kompromißlosen Pessimismus – doch insgesamt getragen von großem Respekt vor der Lebensleistung seines ehemaligen Lehrers.

Gleiches läßt sich nicht sagen über die Behandlung, die Merquior Roland Barthes im folgenden Kapitel angedeihen läßt. Für ihn hat Barthes, dem er doch eigentlich für seinen Anti-Szientismus applaudieren müßte, etwas “Chamäleonhaftes” an sich (131), er ist “a very gifted semiologist who had no clear idea of what he was doing” (125), der aber gleichwohl “[an] unremitting war against realism” führt (134). Der tiefere Grund für Merquiors Aversion gegen Barthes, die in einem gnadenlosen Verriß von *S/Z* kulminiert (“meagre”, “exceedingly woolly and sloppy”, “lack of discipline”, “foolish”, “marred by a wilful over-interpretative attitude”, “misuse”, “far-fetched interpretation” etc., alles 128 ff.), liegt wohl in Merquiors Unfähigkeit, irgendetwas mit dem Konzept von tendenzieller Selbstbezüglichkeit oder “literariness” von Texten anfangen zu können. Merquiors Vorstellung von Literatur ist so stark auf Inhaltliches und ihre mimetische (und ethische!) Funktion fixiert, daß er all jene, die eher an der Machart und den Vermittlungsweisen von Literatur interessiert sind, als extreme Formalisten denunzieren muß, die sich wenig um “the concerns of humanity” (188) scheren.

Dieses Zerrbild stimmt traurig, zeigt es doch, daß selbst ein begna-

deter Schriftsteller wie Barthes Merquior nicht den Gedanken hat nahebringen können, daß die emanzipatorische und moralische Wirkung von Literatur – auf die Merquior so großen Wert zu legen scheint (“After all [...], literature deals with human life: it is a discourse geared toward truth and ethics.” 251) – möglicherweise *nicht* in ihren Inhalten, sondern in ihrer Art und Weise, d. h. aber auch: den *Ansprüchen ihrer Vermittlungsform* liegt. Daß das moralische *forte* von Literatur gerade nicht in inhaltlichen Partei- und Stellungnahmen, sondern in Appellen an die Freiheit des Lesers bestehen könnte, in Einladungen zur Entfaltung seiner Humanität, und daß dies eine zwar indirekte, doch letztlich um vieles radikalere Wirkung zeitigen könnte – nein, dieser Gedankengang ist Merquior fremd geblieben. Er hält Barthes’ Strukturalismus für “wildly analogical and irresponsible” (147), spricht von “bullying the text of Balzac into meaning what it does not say and does not seem to imply in any plausible sense” (140), nennt *deconstructionism* “the wilful murder of literal meaning” (180), und dokumentiert damit, daß er selbst die erste Voraussetzung echter Textwissenschaft nicht mitbringt: den gesunden Zweifel an dem, was “da steht”.

Nach alledem ahnt man, was im Derrida-Teil folgt: *Deconstructionism* verfährt, so Merquior, vor allem wild analogisierend (212) – bedient sich also der schwächsten logischen Schlußform – und zeigt eine schrankenlose Euphorie für Aporien und infinite Regresse, die er mit “blatant non-sequiturs” würzt (226): “(. . .) it is always the same trick: what is denied is at once affirmed, what is denounced survives in the very gesture of denunciation. (. . .) Deconstruction is an art of reluctant denial and perverse reassertion. (. . .) As a widespread practice signaling the triumph of ‘text and theory’ – an appalling uncritical mix of wild philosophizing, truistic semiotics, unexamined Lacanese, and occasional bits of ill-digested social science – deconstruction is a drab neo-structuralist scholastics.” (234/235). Derrida, der Großmeister, macht es vor. Weniger Philosoph im eigentlichen Sinne als höchstens “Freistil-Kulturkritiker”, “rely[ing] on blunt paradox and avantgarde ‘style’” (234), steht er für einen Poststrukturalismus, der eine Kapitulation des Denkens darstellt (vgl. 240) und in dessen Folge allemal “the quality of rational intellect” auf der Strecke bleibt (257). Für Merquior ist evident, was in der Wortwahl “theorrea” (247) schon angedeutet ist: Dieser “rampant avantgardism” (253) – weit davon entfernt, ein Instrument zur Erkenntnis einer Kulturkrise zu sein, auch nicht bestraft genug damit, als *Symptom* ebendieser Krise stigmatisiert zu werden – wird zum *Urheber* der Misere erklärt: Diese Art des Denkens bringt Kulturkrise hervor (240). Merquior – wahrlich kein Marxist (vgl. 252), sondern hier eher an Sedlmayr gemahnend – sieht gleichwohl Rettung aus der linken Ecke nahen: Habermas, Todorov, Lentricchia, Jameson, Scholes und Graff – “they lead the overdue rescue of literary theory from hubris and unreason.” (253).

Merquiors Polemik ist erfrischend zu lesen, und auch so manche

berechtigte Kritik findet sich im Dickicht seiner Diatribe. Ob der Novize sie aber erkennt? Den Experten jedenfalls dürfte schon bald die konstante Verweigerungshaltung des Verfassers stören, das systematische Abblocken jedes Verständniszuganges. So bleibt *From Prague to Paris* ein vorzügliches Munitionslager für jene, die sich ihre (ablehnende) Meinung zum Poststrukturalismus schon gebildet haben. Vergessen haben sie und Merquior, was auch bei Harland nur kurz aufscheint: daß Aporien und Paradoxa, mit denen die Poststrukturalisten (eher als ihre Adepten) so gekonnt zu spielen wissen, die abendländische Philosophie von jeher nicht nur begleitet, sondern gar mitkonstituiert haben. Über aller Kritik am Poststrukturalismus, speziell am *deconstructionism*, sollte dieser Aspekt nicht vernachlässigt werden: daß nämlich dieser Ansatz möglicherweise "traditioneller", will sagen: tiefer in unserem Kulturkreis verwurzelt ist, als die meisten Beteiligten dieser theoretischen *querelle* vermuten. Wer dem nachgehen möchte, sei beispielsweise auf Hilary Lawson, *Reflexivity: The post-modern predicament* (1985) verwiesen. Wem das zu ernst ist, dem kann immer noch mit Malcolm Bradburys *Mensonge* (1987) ein vernünftiger Einstieg in die Welt des Poststrukturalismus genannt werden.

KIEL

CHRISTOPH BODE